

Rede zur Lage der Kultur 2022

Gehalten am 28. Dezember 2022 im Rahmen
der Kärntner Kulturpreisverleihung

Sehr geehrte Damen und Herren!

Meine ehemalige Nachbarin, die Frau Šenlab, war eine kleine, dünne, feingliedrige Frau. Sie verbarg ihre Haare immer hinter einem Kopftuch, trug meistens eine Schürze, rauchte hastig an den dunkelsten Stellen im Stall, stützte die linke Hand mit ihrer rechten, wenn sie sich das Kopftuch geraderückte. Sie war Bäuerin, Mutter von vier Kindern, Frau an der Seite eines Mannes, den ich vor allem als leidenschaftlichen Jäger, auch Imker, in Erinnerung habe. Sie saß oft in unserer Küche, geraden Rückens, bei meiner Mutter. Zusammen trank man Kaffee.

Das Bild dieser zarten, zähen Frau und die Bilder vieler anderer Dörfler, mit denen und unter denen ich aufgewachsen bin, liegen tief in meinen Knochen. Ich lebe inzwischen länger in Städten als in dem Dorf, aus dem ich komme: Ludmannsdorf. Ich wurde in ein Südkärntner Dorf in Friedenszeiten geboren. Dieses Dorf: Es hat auch Kriegszeiten erlebt, Hass und Verfolgung, Not und Kummer, Niedertracht und Feigheit. Aber auch Mut und Hilfsbereitschaft.

Was macht die Herkunft mit einem? Ausgesucht hat sie sich jedenfalls niemand. Herkunft ist keine Leistung. Herkunft ist Zufall, und der Zufall beschert einem Glück oder eben Unglück. Diese Zufälle: Sie sind lebensentscheidend. Lukas Bärfuss schreibt in seinem Buch „Vaters Kiste. Eine Geschichte über das Erben“: „Keiner sucht es sich aus. Wir kommen ungefragt in die Welt. Und wir finden sie gebaut, (...). Für viele, für sehr viele, für zu viele Menschen beginnt mit der Geburt ein Albtraum, für manche ein leidliches Leben, für andere beginnt der Wohlstand, der Reichtum.“

Mit Ihnen, hier, in diesem Saal, im Klagenfurter Konzerthaus, hat es der Zufall der Geburt gut gemeint: Sie haben das Glück, hier, in diesem Saal sitzen zu können, in einem demokratischen Land, in einem der wohlhabendsten Länder der Welt, in Frieden; fragen Sie sich je, womit Sie das verdient haben? Denken Sie je darüber nach, worin genau Ihr Beitrag dazu besteht, dass etwa die Demokratie im Land gefestigt bleibt? Die schöne Landschaft allein wird nichts richten, auch nicht in Kärnten. Und ich? Ich habe noch dazu das Privileg, hier, vor Ihnen, sprechen zu dürfen. Während, zum Beispiel im Donbass, unschuldige Menschen frieren,

um ihr Leben fürchten müssen, alles verlieren, sterben. Weil sie das verdammte Pech haben, an einem durch und durch zerschundenen, von einer menschengemachten, gewaltvollen Geschichte, von der Machtgier und Vergangenheitsbesessenheit eines Diktators zerstörten Ort der Welt ausgesetzt worden zu sein.

Das, was wir zur Zeit erleben, ist eine radikale Zivilisationswende. In Europa herrscht wieder Krieg. „Krieg ist gemacht“, schreibt Marlene Streeruwitz in ihrem Buch „Handbuch gegen den Krieg.“ Und weiter: „Krieg ist kein Naturereignis. Krieg ist eine sorgfältig konstruierte Maschine der Gewalt.“ Und die Konstrukteure dieser Gewalt, sehr geehrte Damen und Herren, das sind immer Menschen, Menschen wie Sie und ich.

Am 2. März 2022, also wenige Tage nach Kriegsausbruch, zitierte die österreichisch-ukrainische Autorin Tanja Maljartschuk, die in Wien lebt, auf Facebook einen befreundeten Verleger aus Charkiw, der ihr schrieb: „Grüße von meinen grau gewordenen Kindern.“ Seither geht mir dieser Satz: „Grüße von meinen grau gewordenen Kindern“ nicht mehr aus dem Sinn.

Die aus Sarajevo gebürtige Übersetzerin und Autorin Mascha Dabić hat mir unlängst in einem Gespräch davon erzählt, wie sie als Kind, sie war rund 10 Jahre alt, den Kriegsausbruch in ihrer Heimat Jugoslawien erlebt hat: Sie habe als Kind in dem Moment verstanden, dass Krieg ist, als einer der Lehrer in der Schule sagte: „Kinder, ihr müsst jetzt nachhause, die Schule kann euch nicht mehr schützen.“ Man muss sich das vorstellen: Man muss sich vorstellen, was das heißt. Versetzen Sie sich, sehr geehrte Damen und Herren, in dieses Kind, in dieses Mädchen in Sarajevo Anfang der 1990er-Jahre, das bis zu diesem Zeitpunkt ein Leben in Frieden führte und das dann plötzlich, eines Tages, nachhause geschickt wird, weil der Lehrer sagt, die Schule kann dich nicht mehr beschützen. Und, sehr geehrte Damen und Herren, stellen Sie sich die grau gewordenen Kinder des Charkiwer Verlegers vor. Stellen Sie sich diesen Vater vor, diese Mutter, die ertragen muss, dass diese unschuldigen Kinder durch diesen Kriegswinter gehen müssen. Von den vielen Toten, auch Kindern, Alten, Kranken, nicht zu sprechen. Unter denen, die jetzt, vor unser aller Augen sterben, sind sicher nicht wenige, die viel daraufgesetzt haben, die Menschheit zu verbessern, und dann

nicht einmal die eigenen Kinder schützen konnten.

Wiederholt sich die Geschichte von der Niederlage des Menschen in Permanenz und Penetranz? Ist der Mensch dazu verdammt, sich immer wieder in den gleichen Gewaltspiralen zu verfangen? Sind wir einfach nicht zu zivilisierende Barbaren, die sich letztlich nur mit Waffenstärke in Schach halten können?

Für uns hier an diesem in vielerlei Hinsicht bevorrechteten Flecken Erde bedeutet dieser Krieg zunächst einmal nur: dass alles teurer wird und damit allesamt tendenziell ärmer, die Ärmsten noch ärmer, als sie es ohnehin schon sind. Und nein, meine Damen und Herren, an Armut gibt es nichts zu beschönigen – dort wie da nicht: Sie ist hart und entwürdigend und sorgt dafür, dass man aus der Gesellschaft entsorgt wird.

Noch sitzen wir also in unseren mehr oder minder gut geheizten Wohnungen und Häusern und – ja: Was und? Zittern wir nicht insgeheim, dass es auch uns treffen könnte? Haben wir subkutan nicht ständig Angst, dass die kalten Fangarme des Krieges auch uns einholen und uns plötzlich in eine ganz andere Wirklichkeit stürzen könnten, in eine durch und durch bittere, in eine durch und durch grausame, in eine durch und durch rohe? Menschen, Autoren, mit denen ich über viele Jahre Interviews führte, die ich literaturkritisch seit vielen Jahren begleite, Menschen, die sich ihr ganzes Leben lang – zum Beispiel Jury Andruchowytch – um die Demokratisierung ihres Landes, um die Bewusstseinsklärung eines gemeinsamen europäischen Geschichtsraums bemühten, leben jetzt im Krieg. Tanja Maljartschuk schreibt in ihrem Essayband „Gleich geht die Geschichte weiter, wir atmen nur aus“: „Bei manchen Dingen wünsche ich mir, dass niemand sie jemals am eigenen Leib erfahren muss. Zum Beispiel das Gefühl der unabwendbaren Niederlage der eigenen Generation.“ Sehr geehrte Damen und Herren: stellen Sie sich das vor! Stellen Sie sich diese Verzweigung vor, stellen Sie sich diese Menschen vor, viele unter ihnen Autoren, überhaupt viele Künstler, die Jahrzehnte darum rangen, dass Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit sein möge im eigenen Land, und jetzt diese Katastrophe erleben müssen. Sehr geehrte Damen und Herren, stellen Sie sich das vor!

Ich habe Jury Andruchowytch unlängst in Wien getroffen: Er erzählte mir, dass

jetzt die Züge in der Ukraine besonders zuverlässig seien; er mir die Strecke von Lwiw bis Iwano-Frankiwsk wärmstens empfehlen könne: Auch das habe der Krieg hervorgebracht. Umstürzlerischer Witz: Er ist wesentlicher Bestandteil der ukrainischen Literatur. Der Humor: Mit ihm wird auch der Angst die Stirn geboten, seit jeher.

Zurück zu unserem Zittern, zu unserer Angst, dass der Krieg auch uns physisch einholen könnte: Marlene Streeruwitz schreibt in dem bereits zitierten „Handbuch gegen den Krieg“: „Wir werden unsere Leben ernster nehmen müssen darin, in welchen Zusammenhängen und mit welchen Folgen wir in der Welt sind.“ Was das heißt? Das heißt zum Beispiel, dass jeder von uns, vor allem und nicht zuletzt wir, die wir hier, auf unterschiedliche Weisen privilegiert sitzen, Verantwortung tragen: Verantwortung nicht bloß für das eigene Leben und das Leben der uns Nächsten, nein, sondern Verantwortung für die Zeit, in der wir leben, die Gesellschaft, die wir gemeinsam gestalten oder verunstalten. Maja Haderlap zitierte unlängst in einer Rede Aurelius Augustinus mit folgenden Sätzen: „Nicht die Zeiten sind böse, sondern unser Tun. Und wir sind die Zeit.“ Und sie leitete diese Sätze mit folgenden eigenen ein: „Wir befinden uns allzeit im Übergang, im Fluss, nicht am Ende, nicht nur im Heute.“ Und dieser die Sätze von Augustinus einleitende Satz von Maja Haderlap: „Wir befinden uns allzeit im Übergang, im Fluss, nicht am Ende, nicht nur im Heute“: ihm wohnt auch etwas ungeheuer Tröstendes inne: nämlich die Einsicht, dass wir mehr sind als der Augenblick, dass wir nicht im Moment eingekerkert sind, und: dass wir Menschen fähig sind zu Verwandlung. In Thomas Stangls Roman „Quecksilberlicht“ heißt es an entscheidender Stelle: „Es geht darum, alles zu verwandeln.“ Dieses Beschwören der Verwandlungsfähigkeit: In diesem Beschwören steckt auch das Anrufen der Menschlichkeit, zu der wir Menschen durchaus auch fähig sind.

Was kann Kunst in diesen dunklen Zeiten? In einem der Gedichte des ukrainischen Schriftstellers Serhij Zhadan, der mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2022 ausgezeichnet wurde, heißt es: „Der Wert eines Gedichts steigt im Winter./Vor allem in einem harten Winter./Vor allem in einer leisen Sprache./Vor allem in unberechenbaren/Zeiten.“

Zu Serhij Zhadans Lesungen, die er auch gegenwärtig immer wieder an unterschiedlichsten Orten in der Ukraine abhält, kommen Tausende Menschen: Belegt das den Satz, dass der „Wert eines Gedichts im Winter“ steigt? Um einen ganz anderen „Wert“ von Kunst in Katastrophenzeiten wissen Diktatoren: Mit Kultur will Vladimir Putin nun seine Truppen in der Ukraine abrichten, konnte man unlängst lesen; er nennt es „stärken“: von „kreativen Brigaden“ ist die Rede: mit Opernsängern, Schauspielern und Zirkusleuten, die an der Front zum Einsatz kommen sollen. Kriegsführung, politische Indoktrination über den Weg der Kunst: Das ist weder neu noch überraschend und zeigt auch: Die Kunst, sie ist nicht heilig, sie ist nicht gefeit, sie lässt sich immer wieder in den Dienst nehmen gegen jede Vernunft, gegen jede Menschlichkeit.

Renate Welsh schreibt in ihrem Essay „Hoffnung lebt vom Trotzdem“: „Ich glaube trotzdem daran, dass die Literatur wie die Kunst überhaupt ihre Wurzeln in der Verlorenheit des Menschen hat und dass sie helfen kann, ihn gegen die Bedrohungen zu stärken, die, auch wenn das pathetisch klingt, ihre Krallen in seine Seele hacken.“

Sehr geehrte Damen und Herren: Ist das pathetisch? Pathetisch ist es, wenn Macht-habende in Zeiten der Krise die Kraft der Kultur beschwören statt Politik zu machen, die dazu beitrüge, dass es möglichst vielen Menschen gut geht und nicht immer den gleichen immer besser. Eine Politik allerdings, die um den Wert von Kunst und Kultur gar nicht mehr weiß, eine Politik, die für Kunst und Kultur zum Beispiel nur mehr das Wort „kunstverliebt“ übrighat, eine solche Politik sollte uns alle erschauern lassen. Warum? Weil eine solche Politik von einer Verrohung und damit von einem zivilisatorischen Rückschritt zeugt. Eine Politik, die Kunst bestenfalls nur mehr als Dekorament anerkennen kann, eine Politik, die Kunst auf ihren funktionalen Charakter reduziert, geht in der Regel mit der Verachtung von Intellektualität jeder Art einher und ist damit Wegebereiterin einer Gesellschaft, in der langfristig alle Lebensbereiche einer grundlegenden Brutalisierung unterzogen werden.

Multifaktoriale Krisenzeiten wie die, die wir gegenwärtig erleben, sind immer auch bestens dazu geeignet, von jenen politischen Kräften zu eigenen Zwecken missbraucht zu werden, die wenig Interesse am Fortbestand des Demokratischen



haben, denen das Demokratische in Wahrheit lästig ist. Die Kunst ist kein Ort, an dem für Demokratie gekämpft werden muss – Kunst muss überhaupt nichts –, aber indem Kunst gefördert wird, indem man ihr Raum gibt und Respekt, indem für ihre Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft wird, indem Kunst als wichtiger Teil unserer Gesellschaft betrachtet wird, festigen, stärken wir unser aller demokratisches Gefüge – davon bin ich überzeugt.

Abschließend noch zurück nach Ludmannsdorf, zum Zufall meiner Herkunft also: Es ist wichtig sich zu erinnern, dass alles auch anders gelebt werden kann. Diese Einsicht, die ich von Marlene Streeruwitz übernommen habe und die mich seit langem begleitet, hat mich auch damals, in Ludmannsdorf, gerettet: Über den Weg des Lesens habe ich Schritt für Schritt verstanden, dass die Welt größer ist als mein Dorf, dass eben alles auch anders gelebt werden kann. Lüge ich mir hier meinen eigenen kleinen Mythos zurecht? Kann sein.

Die zu Anfang meiner Rede erwähnte Nachbarin, Frau Šenhlab – sie hatte die Einsicht, dass alles auch anders gelebt werden kann, vielleicht auch; oder aber den Wunsch, anders zu leben – sie konnte es sich wohl nicht leisten aus unterschiedlichen Gründen. Möglicherweise war es aber ganz anders, und sie war zufrieden in ihrem Leben gewesen; vielleicht fand sie sich in ihrer Existenz besser zurecht als etwa ich, vielleicht dachte sie über andere Möglichkeiten ihrer selbst gar nicht nach, und das war ihr nicht ausschließlich zum Nachteil? Wer weiß schon zu sagen, was genau ein gelungenes Leben ist? Imre Kertész indes war sich sicher: die Kunst, sie habe „immer dem leidenden Menschen zugehört“, nicht demjenigen, „der das Leben beherrscht, sondern demjenigen, dem das Leben auferlegt ist“, wie es in „Heimweh nah dem Tod“ nachzulesen ist.

Danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

● **Katja Gasser**

Seit 2008 Leitung des Literaturressorts im ORF-TV,
2019 Österreichischer Staatspreis für Literaturkritik,
zur Zeit künstlerische Leiterin des Projekts „Österreich
zu Gast bei der Leipziger Buchmesse 2023“.